

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wanderung am Bodensee und der Umgegend

[urn:nbn:de:bsz:31-339657](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339657)

Wanderungen am Bodensee und der Umgegend.

(Fortsetzung.)

Im vergangenen Jahre schloß der Wanderer seine Reise-Tour am Kloster Denningen; er legte seinen Stab nieder mit dem Gedanken an die hohe Wahrheit: „alle Pracht und Herrlichkeit der Zeit muß zu Staube werden.“ Nun richtete er seinen Blick wieder aufwärts, und gewahrt auf der Höhe eine stattliche Burg. Kräftig ergreift er seinen Wanderstab und schreitet wieder rüstigen Schrittes bergan von den Klöstern hinauf zu den Burgen. Hier hauste in früherer Zeit der kräftige Ritter, während sich der Mönch die ruhige Ebene oder das stille Thal zum Aufenthalte wählte, wo er in seiner Klosterzelle ein behagliches Leben führte, entweder die Wissenschaften oder sein Bäumlein pflegend. Ganz anders der Rittersmann. Wie der Nar horstete er auf felsiger Höhe; dort erbaute er seine feste Burg; das stille und ruhige Treiben im Thal gefiel ihm weniger; ihn lüstete es vielmehr auf steilem Wege zu seinem Felsenschloß einvorzuklimmen, was dem Mönche sein fettes Bäumlein so sehr erschwerte. Dem Rittersmann war es Freude, wenn er nach den Mühen der Jagd oder des Krieges auf seinem Ross den Burgweg hinauf ritt, wenn eine liebende Hausfrau, am Burathor harrend, ihm den Rosenmund zum Willkommen bot, und mit selbstgewobnem Tüchlein seine heiße Stirne trocknete. Und dann mundete ihm der edle Nebensack, den seine Leute am Fuße seiner Burg pflanzten, dann sah er freudig von dem Rittersaal hinab auf das niedre Klösterlein, er beneidete nicht die Mönche in ihrer behaglichen Ruhe; er blickte freudig auf die Städte und Dörfer, die am Fuße seiner Burg lagen, und dächte sich

ihr Fürst und Herr, wie der König der Vögel auf seinem Felsenhorste.

Einem solchen Ritterhorste steuert jetzt auch der Wanderer zu. Wohl könnte jetzt der Wanderer ein schönes Gemälde vor Augen führen, aber er hält es nicht für nöthig, denn erstens sind alle sogenannten mahlerischen Ansichten, die man mit der Feder beschreibt, nur mangelhaft, drum, wer die schöne Aussicht recht genießen will, geh' selbst hin; zweitens aber sieht oft der Wanderer in seiner Phantasie viel mehr als andre weniger Begeisterte, und letztere werden durch die sogenannten Beschreibungen mehr getäuscht, indem sie weniger finden, als sie erwarteten; darum walle ein Jeder selbst hin, und betrachte, was des Schönen so Viel vor ihm und unter ihm liegt. Dafür gibt jetzt der Wanderer eine Beschreibung der Burg, wegen deren Besichtigung er hauptsächlich heraufgekommen, und Etwas aus der Chronik derselben.

Hohenklingen.

Es gibt wenige Burgen im Höbgaun und am See, die sich im Sturm der Zeit noch so ganz in ihrem alterthümlichen Zustand erhalten haben, wie die Burg Hohenklingen. Sie steht gerade noch so, wie wir sie in Johannes Stumpfs Schweizerchronik V. Buch. 14. Kap. abgebildet finden, welche getreue Abbildung in die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts fällt. Die Burg besteht aus einem hohen Thurme, an den sich die übrigen Gebäude in Form eines länalichten Vierecks anschließen. Die innere Einrichtung des Thurms und der übrigen Wohngebäude ist ganz nach alter Art, weniger für die

Bequemlichkeit als vielmehr für die Sicherheit eingerichtet. Im Vorhof der Burg, der freilich nicht sehr geräumig ist, da die ganze Burg eigentlich auf einem Berggipfel steht, findet sich ein merkwürdiges Wandgemälde, einen Hirsch vorstellend, und dabei eine Beschreibung in deutschen Reimen. Der Wanderer ist sonst ein Liebhaber von alten Schriften, darum suchte er den Inhalt der Reimen herauszubringen, aber es war schwere Arbeit, weil die Schrift an der Wand, die dem Sturm und Wetter ausgesetzt, so ziemlich unleserlich geworden ist. Doch brachte er so Viel heraus, um dem geneigten Leser zu erzählen, was die Bedeutung des Gemäldes ist. Einst brach auf der Burg eine Hungersnoth aus; wahrscheinlich wurde sie belagert, und der Feind hatte ihr, was leicht möglich war, alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. Da mußte sich die Besatzung von Tag zu Tag auf kleinere Portionen beschränken, und am Ende kam es bei Allen zu dem traurigen Entschluß, daß sie sich das Essen abthun mußten, und der rothe Bergwein war noch das einzige, womit die Schwachtenden sich erlaben konnten. Doch, wenn die Noth am größten, da ist die Hülfe am nächsten. Während die Besatzung nichts mehr zu nagen und zu beißen hatte, siehe, da meldete eines Morgens früh der Thurmwächter einen Gast, der durchaus Einlaß verlange, aber aus keiner bösen Absicht, und sein Begehren begleitete er mit einigen lauten Stößen an die Burapforte, denn er war ein gar troziger Gesell, der nicht lange ohne Antwort bleiben wollte, und sich auf seinen Kopf etwas zu gut that, den ihm kein glücklicher Nebenbuhler, sondern die Mutter Natur mit einem Isendigen Hörnerpaar ausgeziert hatte. Kurz, es war der Hirsch, den

der geneigte Leser, wenn er einmal die Burg besteigt, noch an der Wand sehen kann, gerade so, wie er damals auf die Burg kam. Der brauchte keinen Dolmetscher, als er Rede mit dem Kommandanten verlangte; man ließ ihn nicht lange warten, denn solche Gäste waren willkommen. Der Thurmwächter ließ ihn ungehindert durchs Thor spazieren, keine Wache hielt ihn auf mit ihrem gedankenlosen „Wer da!“ statt aber zum Gemach des Kommandanten, lief der Schlankbeinige stracks in die Küche, wo die Köche gerade Feierabend hatten, ob es gleich erst Morgens 6 Uhr war, und legte sich ganz demüthig am Herde nieder. Einer der Köche, ein feiner Herzenskenner, verstand, was im stummen Blicke des Gastes glühte, er ergriff, ungeachtet des heiligen Gastrechtes, sein Messer, das er schon manche Tage nimmer brauchte, und probirte an dem menschenfreundlichen Thiere seine Messerkunst. Willig bot der Freiwillige seinen Hals dar. Der aus der Küche nach langer Zeit wieder aufsteigende Rauch meldete der Besatzung, daß es wieder etwas zu beißen und zu nagen gebe. Unangemeldet trat der geschäftige Koch bald in das Gemach des Kommandanten, und brachte ihm die frohe Kunde, indem er selbstgefällig lächelnd die Platte auf den Tisch stellte, aus welcher der schon längst nicht mehr gekannte Geruch von herrlichem Wildpret dem Gebieter entgegen dampfte. Mit seltener Beredsamkeit erzählte der Koch die rührende Scene von der schönen Umgebung des edeln Fremdlings, aber er machte es kurz, denn er sah wohl, daß sein Gebieter, der sich schnell über den Braten hermachte, mehr Sinn für die Gegenwart als für die Vergangenheit hatte, und dessen Züge mit dem Messer waren noch viel kräfti-

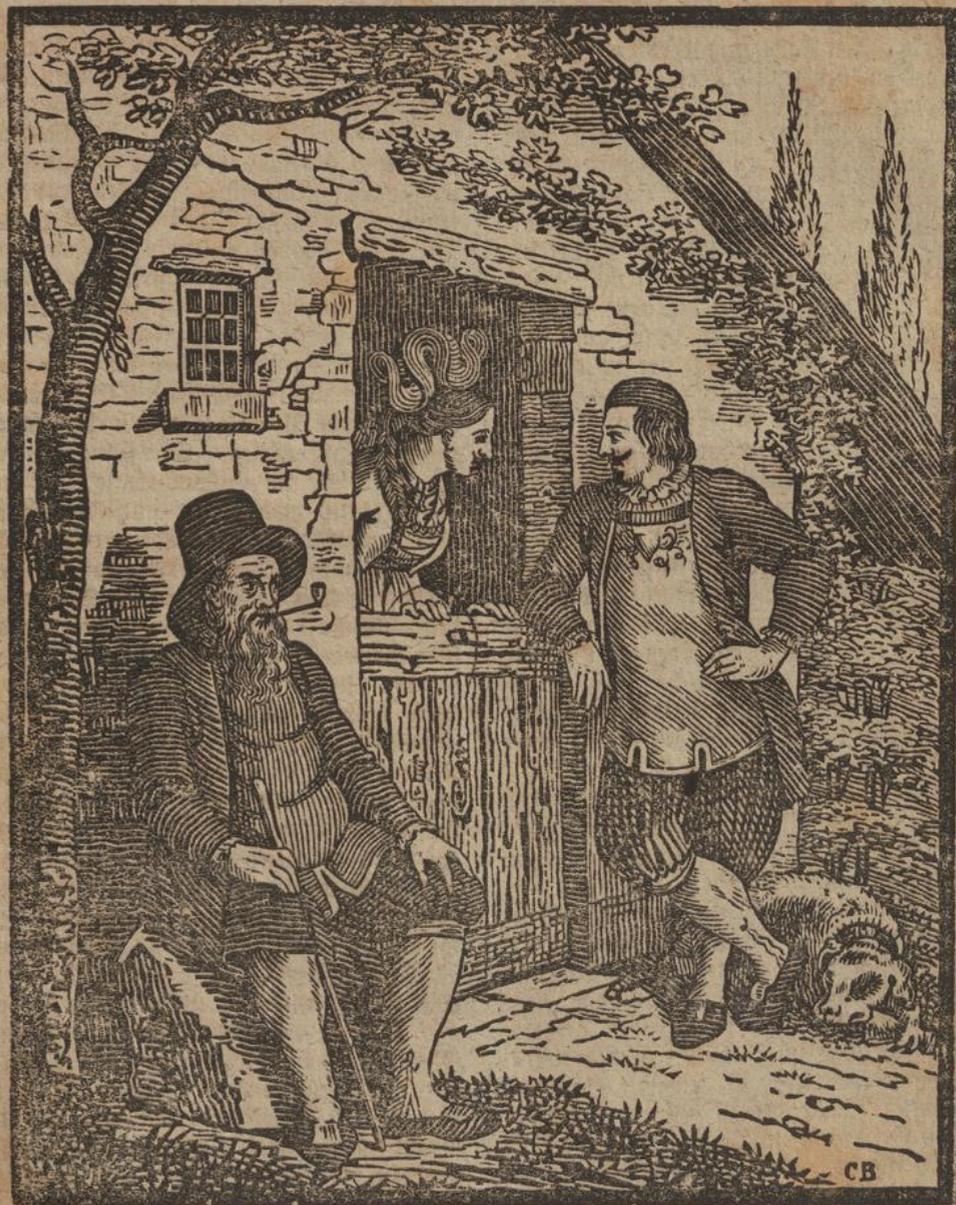
ger, als die Beschreibung des Kochs von dem edeln Charakterzügen des menschenfreundlichen Hörnerträgers. Doch nicht allein der Kommandant erfreute sich der vom Himmel gesandten Gabe, auch seine Unterachbun, vom Ritter bis zum Bubel, erhielten, was ihnen gehörte. Einen jeden traf eine solche Portion, daß alle von der Besatzung nicht nur für einen, sondern für mehrere Tage, wenn sie es anders klug eintheilten, Mundvorrath hatten. Aber nicht nur stärkte der seltene Gast mit seinem Fleische die schon lange schwachtenden Mägen der Burgbewohner, auch ihr Herz und Gemüth

wurde so sehr ergriffen von der Wunderweise, daß sie nach wenigen Tagen einen Ausfall machten, und die Feinde, welche die Besatzung schon in den Armen des Todes wähten, für immer von der Belagerung zurückertrieben. Zum Andenken an diese wunderbare Geschichte wurde nun der Ketter der Besatzung, wie man ihn jetzt noch sehen kann, an die Wand gemahlt. Ein Dichter jener Zeit, der das Schöne unter Menschen und Thieren anerkennt, besang die merkwürdige Geschichte in rührenden Reimen, und hat so dieselbe der Nachwelt überliefert. (Die Fortsetzung folgt im nächsten Jahr.)

Die Hauensteiner-Schwarzwälder.

Auf der Abbildung hier ist die Tracht zweier Schwarzwälder und einer Frau aus dem Schwarzwalde vorge stellt, und zwar aus der Gegend des Hauensteins. Dort findet der Reisende zu seiner Ueerraschung noch alten Glauben, alte Sitte, Gebräuche und Tracht. Wie hier auf der Abbildung, trifft er einen Greifen, der mit seinem langen grauen Bart, sammetnen Wamms und zierlich gefalteter Halskrause ihm treuhertzig die Hand drückt, oder einen Jüngling, der in seinem rothen Brustlatz, und in seinen in seine Falten gelegte Hoseln led einherschreitet, und dessen volle, rothe Wangen das Bild der Gesundheit darstellen. Dieses Ländchen Hauenstein bestand vor tausend Jahren aus der Grafschaft des nideren Allgäu, das sich von der Schlucht bis an die Murg, und vom Feldberg bis an den Rhein erstreckte. Rudolf von Habsburg brachte etwa vor 600 Jahren die grafschaftlichen Rechte, viele Güter und das Schloß Hauenstein an sich, und vererbte Alles auf seine Nachkommen, die Herzoge von Oesterreich, welche allmählig auch die ganze

Landeshoheit erwarben. Die Landschaft ward durch besondere Vögte verwaltet, die auf dem Schloß Hauenstein wohnten, woher denn die Benennung, Grafschaft Hauenstein, entstand. Der größte Theil des Hauensteines bestand aus freien Zinsleuten von den Stiften Säckingen und St. Blasien. Vor ungefähr 500 Jahren schlossen sie unter einander einen gemeinsamen Bund zur Vertheidigung gegen innere und äußere Feinde. Es war die Zeit, da Ludwig der Baiern und Friedrich der Schöne sich um die deutsche Kaiserkrone stritten. Damals wurde die ganze Grafschaft in acht Bezirke, die man Gmingen nannte, abgetheilt. Jeder Bezirk hatte seinen Beamten, unter dem Namen Gmingmeister. Man nannte diese 8 Beamten die 8 Mannen, und an ihrer Spitze stand als Präsident der Redmann. In diesem Bunde, den Oesterreich und St. Blasien im Jahre 1371 bestätigten, in dem Rechte eigener Gerichte, der freien Jagd und Fischerei bestanden die berühmten Hauensteinischen Freiheiten. Graf Johann von Habsburg zu Laufenburg, Vogt des Herzogs



Die Hauensteiner-Schwarzwälder.

von Oesterreich zu Hauenstein, mußte 1396 b. der Hulbigung dem Volk einen Nevers ausstellen, daß er es bei seinen hergebrachten Rechten und Gewohnheiten lassen wolle. Unter mancherlei Stürmen der besonders großen Streitigkeiten mit St. Blasien, erhielten die Hauensteiner ihre Verfassung bis auf unsere Zeiten. Der Kampf mit St. Blasien war sehr heftig, indem das Kloster seine Zinsleute (Hörige) zu Leibeigenen machen wollte. Darum waren denn auch im Bauernkriege die Hauensteiner unter den ersten, welche die Waffen gegen ihre bisherigen Herren ergriffen. Sie zogen vor das Kloster, plünderten und verbrannten es. Mit den übrigen Häufen aus dem Schwarzwald, Klettgau und Hühngau zogen sie vor Nadolzell und belagerten es, wiewohl vergeblich. Als aber die Bauern allenthalben besiegt, und ihrer viele Tausende erschlagen worden waren, erging ein strenges Gericht über die Besiegten, welche ihre Tugenden mit Raub, Mord und Brand bezeichnet hatten, und der Wandelbarkeit des Kriegsglücks im Uebermuthe nicht gedachten. Noch bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts fand die vorderösterreichische Regierung zu Eufisheim für nothwendig, durch mehrfache Mandate das Volk sowohl zum Gehorsam, als zum Festhalten am Glauben der Väter zu ermahnen, was freilich hätte erspart werden können, wenn die Regierung dem Antrage des Waldvogts Christoph von Heideck gefolgt wäre, welcher im Jahr 1578 dem Erzherzog Ferdinand in einem Berichte vorschlug: „alle, deren Glaube verdächtig sey, aus dem Lande zu jagen!“ der Fürst war aber menschlicher gesinnt, als sein Beamter, und gab dem Vorschlag kein Gehör. Der alte Glaube ward jedoch ohne solche gewaltsame Mit-

tel hergestellt und erhalten. Allein mit dem politischen Unglauben wollte es nicht so ganz gelingen. Es blieben dem gemeinen Volke noch manche Skrupel zurück, die zwar tief im Innern verschlossen, aber doch bei nächster guter Gelegenheit wieder neue Aufregung bewirken konnten. Und wirklich geschah dies im Jahr 1612. Der Grund davon war eine Auflage auf den zum Ausschütten bestimmten Wein, die von einem Rappen nach und nach auf mehr erhöht wurde, und von den Breisgauischen Landständen nur sehr ungern bewilligt worden war. Es entstand dieses bösen Pfennigs wegen der sogenannte Rappenkrieg. Die Hauensteiner, die Landleute im Schönauthale, die an der Möhlin wohnenden und die Frikthäler machten mit einander gemeinsame Sache, und verlangten Abschaffung der verhassten Abgabe, und anderer Beschwerden, welche, besonders von den Gutsherrschaften dem Landmann aufgelegt worden waren. Die Vermittlungsversuche waren fruchtlos, und die Sache gewann ein bedenkliches Aussehen, da die Hauensteiner sich von dem Basler Schloßvogt zu Pratteln Waffen zu verschaffen suchten, und einen förmlichen Bund unter sich errichteten, in dem jedem der Tod angedroht wurde, der den Rappenfennig bezahlen würde, und der Augenblick des förmlichen Aufstandes war vorhanden. Wirklich musterten die Landleute in den Waldstädten und den übrigen unzufriedenen Gemeinden jetzt ihre wehrfähige Mannschaft, und zogen dann vor Balshut. Zudem sie den dortigen Mühlen das Wasser abschnitten, zwangen sie die Stadt ihnen zwei Kanonen und einige Doppelhaken auszuliefern, mit welchen sie nun vor Rheinfelden zogen, und von der Stadt die Ausfolgung der Landfahne verlangten. Als sie dort eine abschlägige

Antwort erhielten, und die Macht nicht hatten, mit Gewalt zu erzwingen, was man ihnen verweigerte; so zogen sie drohend ab, und setzten sich auf die Anhöhe bei den neun Thürmen, nicht weit von Kaisersangst, in der Absicht, sich der dortigen Brücke zu bemächtigen. Allein die Basler waren ihnen bereits zuvor gekommen, und hatten die Brücke besetzt, bevor die Bauern die genannte Anhöhe erreicht hatten. Dies war im Sommer von 1614. Die Regierung schickte nun, da alle bisherigen Vermittlungsversuche scheiterten, und die Bauern Gewalt anwendeten, Truppen in die Waldstätte, und versah sie mit Garnisonen. Der Kanton Basel war vorher ersucht worden, den Truppen den Durchzug über sein Gebiet zu gestatten, und bewilligte das Gesuch. Zugleich wurden die gerade damals zu Baden versammelten Eidgenossen um ihre Vermittlung ersucht. Diese wurde auch gewährt und eilig einige Abgeordnete nach Waldshut und dann nach Rheinfelden geschickt, welche in Verbindung mit den von Ensisheim bereits vorher eingetroffenen Räten, Georg von Ostein, und Humbrecht von Wessenberg, Doktor Biedermann und Stadtschreiber Reinbold von Ensisheim, die Wortführer der Unzufriedenen vor sich beschieden. Bereits waren die Gemeinden im Schönau-Thale dem Bunde untreu geworden, und heimgezogen, mit den übrigen aber handelten die Eidgenossen und Kommissarien der Regierung mit solchem Ernste, daß am 4. August ein Veraleich zu Staube kam, und schon am folgenden Tage allenthalben die Ruhe hergestellt war. Die Bauern mußten sich unbedingt unterwerfen, ihre Waffen und Behren abgeben, und das verübte Unrecht kniefällig abbiten. Dagegen ward der Maasfrennig abgethan. —

Die Hauensteiner blieben nun ruhig bis um das Jahr 1633 wo neue Unzufriedenheit entstand, und eine allgemeine Empörung auszubrechen drohte, welche jedoch die ausbrechende verheerende Pest verhinderte. Die Unzufriedenheit und der innere Groll waren jedoch besonders gegen das Kloster St. Blasien gerichtet, das seit dem Bauernkriege seine Rechte im Hauensteiner unter dem Titel der Leibeigenschaft stets weiter auszudehnen gesucht hatte. Die Gemeinden wendeten sich beschwerend nach Wien an den Kaiser, welcher dann die Hauensteiner als Gotteshängige anstatt Leibeigene erklärte. Dadurch war aber dem Uebel nicht geholfen, und das Volk begann nun auch seine Einungsmeister und deren Verwaltung laut zu tadeln. Man beschuldigte sie in Geheim des Klosters Absichten zu dienen, und da sie gegen den Abt sehr submiss waren, auch ziemlich großen Aufwand in ihrem Hauswesen machten, so hieß es, sie hätten die Freiheiten und Rechte der Grafschaft heimlich dem Kloster verkauft. Als nun der Abt Roman starb, so versagte die Parthei der Unzufriedenen dem neu gewählten Abte Augustin nicht nur die übliche Huldigung, sondern setzte die bisherigen Einungsmeister und den Redmann ab.

An der Spitze der Unzufriedenen stand ein gewisser Albitz von Buch, seines Gewerbes ein Salpetersieder; an der Spitze der sogenannten St. Blasischen Anhänger aber der Alteinungsmeister Tröndlin, Müller zu Unteralpen. Jene wurden die Salpeterer, diese die Müllerschen, oder wie die ersteren sie betitelten, die Halunker, genannt. Eine dritte Parthei, welche sich neutral verhielt, wurde die Sparrengürler genannt. Dieser Zeit-Abchnitt wurde mit dem Namen des Salpeterkriegs be-

legt, weil es wirklich zum Kriege kam. Denn nachdem die Salpeterer vergebens eine Deputation nach Wien geschickt hatten, der Abt dagegen geltend zu machen wußte, daß die Unzufriedenen damit umgingen, sich auch der Oberherrschaft Oesterreichs zu entziehen; so ward Albitz nach Freiburg gebracht, und dort in das Gefängniß gelegt. Der schlechte Fortgang seines Unternehmens ärgerte ihn so sehr, daß er starb. Da man nun vergebens mehrmal durch Kommissarien versucht hatte, die Mißveranüigten zu bewegen dem Abt zu hulbigen, so rückten endlich Exekutionstruppen in das Ländchen. Allein auch diese vermochten nicht die Ruhe herzustellen, vielmehr boten die Salpeterer den Landsturm auf, und stellten sich dem Militäre entgegen. Sie wagten es die Stadt Waldshut anzugreifen, wo gerade damals die österei-

chische Regierung ihren Sitz hatte. Einige der Bauern waren auch bereits in die Stadt gedrungen, wurden aber sogleich entwaffnet und ins Gefängniß geworfen. Zwei Ausfälle fielen ebenfalls zum Nachtheile der Angreifer aus, und da sie dem unerachtet es wagten, dem regelmäßigen Militär bei Dogern Stand zu halten, so wurden sie geschlagen, und ergriffen in wider Verwirrung die Flucht. Dies war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Im Jahr 1738 kaufte sich das Landvolk mit 58000 fl. von der Leibeigenschaft los. Später bildeten sich die Salpeterer zur eigentlichen Sekte aus.

In neuerer Zeit vermochte ein würdiger Geistlicher durch gehaltvolle Rede den Unzufriedenen darzuthun, daß sie als badische Unterthanen, dem Großherzog, ihrem rechtmäßigen Regenten, Gehorsam zu leisten schuldig seyen.

Flucht aus der Algier'schen Sklaverei.

(Mit einer Abbildung.)

Zwei Matrosen, ein Spanier und ein Franzose, waren in Algier Sklaven. Der erstere hieß Antonio, sein Leidensgefährte Roger. Sie arbeiteten in Gesellschaft. Freundschaft ist der Trost des Unglücklichen, und Antonio und Roger genossen alle Annehmlichkeiten derselben. Sie theilten einander ihre Sorgen und Leiden mit, sprachen mit einander von ihren Familien, ihrer Heimat und der Freude, welche die Ihrigen bei ihrer Rückkunft empfinden würden. Sie rügten so ihre Ketten mit mehr Muth und erduldeten die Mühseligkeiten, welche ihnen auferlegt waren.

Sie arbeiteten an einer StraÙe über ein hohes Gebirge. Eines Tages steckte Antonio den Spaten hin und warf einen langen Blick auf das Meer. „Alle meine Wünsche geben an das Ende dieser weiten WasserfläÙe,“ sagte er, „warum kann ich nicht mit dir darüber hinfahren? Ich sehe jeden Augenblick mein Weib und meine Kinder, die in Cadix ihre Arme nach mir herüber ausstrecken, oder über

meinen Tod weinen.“ Der Spanier war von dieser Erinnerung ganz überwältigt, und so oft er an den Felsen kam, schwebten seine Blicke über das Meer hin, welches ihn von den Seinigen trennte. Eines Tages kam er eilig auf seinen Freund zu, umarmte ihn stürmisch und rief: „ein Schiff! ein Schiff! Siehe dort Roamer, unsere Leiden können nun beendigt werden, laß uns beide fliehen.“ — „Aber wie?“ fragte dieser — „Das Schiff ist nur zwei Stunden vom Ufer entfernt!“ fuhr der Spanier fort; „von diesem Felsen können wir uns in das Meer hinabstürzen, auf das Schiff zuschwimmen oder bei dem Versuche untergehen. Tod ist immer besser als diese grausame Sklaverei.“ — „Wenn du dich retten kannst, so bealeiten dich meine besten Wünsche, ich will in der Einsamkeit mein unglückliches Schicksal ertragen. Nur bitte ich dich, suche meinen Vater auf, wenn ihn der Gram nicht bereits in das Grab gebracht hat, und sage ihm.“ — „Wie, Roger,“